

Eine Frau am Cello galt als frivol

Lise Cristiani erregte Unmut, weil sie als Solistin auftrat – einst eine «Abnormität». Sol Gabetta erinnert an ihre aufrechte Vorläuferin

CHRISTOPH FORSTHOFF

Es war ein aufsehenerregendes Ereignis in Berlin, von dem die «Allgemeine musikalische Zeitung» in ihrer Ausgabe vom 29. April 1846 berichtete: «Eine weibliche Violoncellistin hatten wir nie gesehen und gehört. ... das musste auf's Höchste spannen und interessiren.» Da wagte also eine Frau, öffentlich als professionelle Musikerin aufzutreten – und das an einem Instrument, das bis dahin als männlich galt, schon durch seine Tonlage. Kein Wunder, dass an jenem Abend «sich alle Operngucker und Lorgnon's auf die Virtuosa» richteten, wie es weiter heisst, man habe schliesslich sehen wollen, «wie eine Dame einen Bass halten könne». Das Urteil schien dem Berichterstatter eindeutig: «Zehn gegen Eins! Die meisten glaubten, es müsse etwas frivol aussehen.»

Lise Cristiani hiess die Französin, die da vor 180 Jahren die Musikwelt in Aufruhr versetzte. Und die Sittenwächter auf den Plan rief: Galt doch die nach vornübergebeugte Haltung, zumal beim Spiel in hoher Lage und ohne den heute üblichen Cello-Stachel, als höchst unschicklich und unelegant – eine Dame hatte sich aufrecht zu halten. Ganz abgesehen davon, dass die damaligen Geschlechterrollen derartige «Abnormitäten», wie die «Wiener allgemeine Musik-Zeitung» Cristianis Debüt drastisch nannte, schlicht nicht vorsahen.

«Sie muss von einer unglaublichen inneren Stärke gewesen sein», stellt denn auch Sol Gabetta voller Bewunderung für die allererste Solo-Cellistin fest. «Zugleich muss sie auch physisch eine sehr starke Frau gewesen sein, denn diese ganzen Konzertreisen waren natürlich längst nicht so bequem wie heute – zumal sie viele auch ganz allein gemacht hat.» Grund genug für die erfolgreichste Cellistin unserer Zeit, sich auf die Spuren ihrer Vorläuferin zu begeben. Aus Anlass von Cristianis 200. Geburtstag im Dezember ist Gabetta für ein neues Album tief in deren Leben und Wirken eingetaucht.

Lange gehegter Traum

«Ich trage dieses Projekt schon so lange im Herzen – und es ist jetzt fast wie ein Traum, der Realität geworden ist», schwärmt die Wahlschweizerin Gabetta. Angefangen hatte dieser Traum, als die junge Sol erstmals Mendelssohns «Lied ohne Worte» op. 109 spielte und dabei



Die Französin Lise Cristiani (1825–1853) auf einer Zeichnung von Charles Mettals. Sie spielte ein Violoncello von Antonio Stradivari. IMAGO

auf den Namen der Widmungsträgerin stiess. Mendelssohn hatte Lise Cristiani selbst als Cellistin erlebt und fand es «der Mühe werth, ihre Vorträge in ihrem Leipziger Konzert am Klavier zu begleiten und für sie ein «Lied ohne Worte» zu komponiren», wie Wilhelm Joseph von Wasielewski in seinem Cellisten-Kompendium über diese Begegnung im Jahr 1845 schrieb.

Ein Werk ganz nach dem Geschmack der Französin sei Mendelssohns Stück gewesen, behauptet Katharina Deserno in ihrem umfangreichen Werk «Cellistinnen». Cristiani habe das langsame, getragene und gesangliche Repertoire bevorzugt, «weil die Auswahl dieser gefühlsbetonten sowie melodienlastigen Musikstücke Teil ihrer Inszenierung von Weiblichkeit war».

Ausgefallen, das sind die nun von Gabetta eingespielten neun Werke allemal: Ob nun die «Fantaisie sur deux airs russes» von Adrien-François Servais, Alexandre Batts Fantasie über Motive aus Rossinis Oper «Guillaume Tell» oder auch Jacques Offenbachs eigenes Parodiestück «Prière et boléro» – ausser bei eingefleischten Cello-Liebhabern dürfte diese Auswahl für fragende Gesichter, im besten Fall aber auch für Neugier sorgen. Denn Gabettas Album-Idee ist schlüssig – Cristiani hatte mit allen drei Komponisten persönlich zu tun: «Es ist wirklich der Kern der damaligen neusten Cello-Literatur», sagt sie, «und es waren Menschen, die sie sehr beeindruckt und beeinflusst haben – Batta war für sie fast wie ein Mentor.»

Ende in Nowotscherkassk

Einmal im Fluss, erzählt Gabetta von den umfangreichen Recherchen, die ihr Team und sie in den vergangenen Jahren unternommen haben, vom Eintauschen in die Archive und von Trouvaillen wie den drei von Batta arrangierten Schubert-Liedern: «Insgesamt waren es sechs – wenn ich die anderen drei irgendwann finde, wird es vielleicht noch ein weiteres Cristiani-Album geben.» Die Begeisterung für die Cello-Pionierin hat Gabetta auch dazu motiviert, den Grossteil der aufwendigen Recherche aus eigener Tasche zu finanzieren. Ob sich das am Ende auszahlt? «Es geht nicht darum, ob es sich finanziell lohnt», sagt sie und weist solche Rechenspiele entrüstet zurück. «Es lohnt sich immer, wenn man ein Idealist ist!»

So wie einst Cristiani, die es auf ihren Konzertreisen bis nach Russland zog und die schliesslich sogar die Entscheidung traf, «im Schlitten, im Karren, in der Kutsche, manchmal von Pferden gezogen, mal von Rentieren, mal von Hunden» ihre Musik auf ihrem wertvollen Stradivari-Instrument bis nach Sibirien zu tragen. In ihrem Reisebericht in der Zeitschrift «Le Tour du Monde» heisst es weiter: «Ich habe 15 sibirische Städte besucht, mich an Orten hören lassen, wo nie zuvor ein Künstler gewesen war» – was in der Konsequenz bedeutete, dass sie ein jedes ihrer Konzerte von der Planung über die Organisation bis hin zum Kartenverkauf mehr oder weniger allein zu bewältigen hatte.

Es war ein Kampf um die Musik in einer unberechenbaren Weltgegend und unter extremen klimatischen Be-

dingungen, der am Ende der «zarten Erscheinung» (Wasielewski) die Kräfte raubte: Angekommen in Nowotscherkassk, erkrankte Cristiani an der Cholera und starb mit nur 28 Jahren am 24. Oktober 1853.

Reise ohne Kompromisse

Wenn Gabetta sich nun auf Entdeckungsreise zu dieser bahnbrechenden Künstlerin und Pionierin ihres Instruments begeben, geht es der gebürtigen Argentinierin nicht zuletzt darum, «das Beste aus einer Partitur herauszuholen, was in diesem Moment herauszuholen ist». Und so hat sie sich für das Projekt mit ihrer Cap-

«Ich habe 15 sibirische Städte besucht, mich an Orten hören lassen, wo nie zuvor ein Künstler gewesen war.»

Lise Cristiani

pella Gabetta sowie den Cello-Kollegen Victor Julien-Laferrière und Luca Magariello Menschen gesucht, die ähnlich denken wie sie selbst. «Da sagt keiner nach vier Stunden: «Es tut mir leid, ich bin müde und will einen Kaffee» – denn es geht darum, dass wir auf einer gemeinsamen Reise sind in dem Moment, wenn wir musizieren.»

Das mit der Reise ist auch wörtlich zu verstehen, denn den Aufnahmesitzungen soll eine Tournee «Auf den Spuren von Lise Cristiani» folgen. Sie führt Gabetta und ihre Musiker unter anderem Mitte März 2026 ins KKL Luzern. Bei diesem Herzenanliegen, bei dem sie erstmals «alles von A bis Z» in den eigenen Händen habe, möchte Gabetta keine Kompromisse machen – ganz im Geiste ihrer einstigen Wegbereiterin. «Die Bühne belebt mich täglich aufs Neue, wenn ich durch neues Repertoire oder besondere Musikerkonstellationen das Glück habe, solche Entdeckungen zu machen.»

Lise Cristiani: Sol Gabetta, Irina Zahharenkova, Victor Julien-Laferrière, Luca Magariello, Capella Gabetta. Sony Classical 19802971442.

Vermessung des Feindes

Ein ukrainisches Institut konkretisiert das Gesetz gegen den «Raschismus» und wiederholt dabei Muster sowjetischer Geschichtspolitik

ULRICH M. SCHMID

Am 21. August unterzeichnete Wolodimir Selenski das Gesetz «Über die Grundlagen der staatlichen Politik des nationalen Gedenkens der Ukraine». Eine wichtige Rolle spielt in dem langen Dokument der Neologismus «Raschismus». Das Kofferwort zieht eine russifizierte Form des englischen Staatsnamens «Russia» mit dem Begriff des «Faschismus» zusammen und verbucht das Putin-Regime als neue Spielart des Totalitarismus.

Bereits 2023 hatte das ukrainische Parlament in einer Resolution den «Raschismus» als die neue Staatsideologie Russlands bezeichnet. Jedoch ist «Raschismus» keine ukrainische, sondern eine tschetschenische Wortschöpfung und wurde in den neunziger Jahren von Separatistenführern als Kampfbegriff gegen die imperiale Politik Moskaus verwendet.

Ist Russland faschistisch?

Im Westen wurde der «Raschismus» bekannt durch den Historiker Timothy Snyder, der diesen Begriff zwei Monate nach dem russischen Überfall in der «New York Times» vorstellte. Snyder

selbst vertritt die These eines russischen «Schizofaschismus», der in der Ukraine überall Faschisten am Werk sieht, aber blind für den eigenen Faschismus bleibt. In der Forschung streitet man sich allerdings darüber, ob das Putin-Regime wirklich «faschistisch» sei – das wichtigste Gegenargument verweist auf das Fehlen einer zivilen Massenmobilisierung und die komplette Lähmung der Gesellschaft im heutigen Russland.

Nun hat das ukrainische «Institut für nationales Gedenken» das Gesetz über die Bekämpfung des «Raschismus» konkretisiert. Das Institut wurde nach polnischem Vorbild gegründet, um eine staatliche Geschichtspolitik zu fördern. Wie in Polen hat auch das ukrainische Institut eine konservative Schlagseite und tendiert dazu, problematische Aspekte der nationalen Geschichte auszublenden.

Eine geschichtswissenschaftliche Expertenkommission legt im Auftrag des Instituts sowohl eine Blacklist als auch eine Whitelist von «Personen und Ereignissen» vor, die eine «Symbolik der russischen imperialen Politik» von der Zarenzeit bis heute enthalten. Wenig überraschend stehen auf der Blacklist ausnahmslos alle Monarchen von Peter I. bis zu Nikolaus II. Grosse intel-

lektuelle Anstrengungen sind bei der Arbeit der Expertenkommission jedoch nicht zu entdecken. Die Begründung ist immer die gleiche: Die Zaren hatten «führende Positionen in den Herrschaftsorganen und in der Regierung des russischen Reiches» inne.

Seltsamerweise taucht kein einziger Sowjetführer in der Liste auf. Zumindest Stalin hätte ein prominenter Platz gebührt: Er war verantwortlich für die verheerende Hungersnot in der Ukraine 1932/1933, den sogenannten Holodomor, und liess 1937 die wichtigsten ukrainischen Schriftsteller erschiessen. Auch sonst erscheint die Liste willkürlich: Der klassizistische Dichter Antioch Kantemir wird dafür bestraft, dass eine russische Panzerdivision seinen Namen führt. Die russische Verteidigungsschlacht bei Borodino gegen Napoleon ist ein «Ereignis, das mit der Realisierung der russischen imperialen Politik verbunden ist».

Sehr seltsam muten die wenigen Einträge zur russischen Literatur an, unter denen sich auch Michail Lermontow und Iwan Turgenjew befinden. Lermontow ist der Verfasser des berühmten Schmähdgedichts «Lebe wohl, ungewaschenes Russland», in dem er

die allgegenwärtige Bespitzelung im «Land der Sklaven und der Herren» anprangert.

Willkür und Weglassung

Turgenjew wurde als liberaler Autor berühmt und erhielt sogar Hausarrest für einen allzu überschwänglichen Nekrolog auf Nikolai Gogol. Turgenjew half der ukrainischen Autorin Marko Wowschok, ihre Erzählungen in einer russischen Übersetzung zu veröffentlichen. Der ukrainische Publizist Michailo Drahomanow liess einen Kranz an Turgenjews Grab niederlegen. Umso auffälliger ist das Fehlen des schlimmsten Chauvinisten und Imperialisten aus der russischen Literatur, Fjodor Dostojewski, der sich sehr abfällig über die Ukraine äusserte, eine ethnische Säuberung der Krim empfahl und die Eroberung Konstantinopels erwartete.

Nicht minder kurios fällt die Whitelist aus. Anton Tschschow verfügt plötzlich über eine «ukrainische Abstammung», vermutlich weil er im südrussischen Taganrog am Asowschen Meer geboren wurde. Seine Kuraufenthalte in Jalta reichen dafür aus, dass sein «Leben und sein Schaffen eng mit der Ukraine

verbunden waren». Auch der Physiologe Iwan Pawlow, der mit seinen Hunden den «konditionierten Reflex» nachwies, hat Glück gehabt. Die Expertenkommission würdigt zwar seine wissenschaftlichen Errungenschaften, schweigt sich aber über sein Verhältnis zum russischen Imperium aus.

Das Vorgehen des «Instituts für nationales Gedenken» zeigt deutlich, welche Fallstricke eine ideologische Säuberung der wechselvollen ukrainisch-russischen Kulturgeschichte bereithält. Die Expertenkommission betätigt sich entweder als Gesinnungspolizei oder als Kanonisierungsorgan.

Letztlich folgt sie in ihrem Vorgehen einem sowjetischen Vorbild: Die Bolschewiki griffen willkürlich einen Aspekt aus der Biografie eines historischen Akteurs heraus und entschieden dann, ob die Person in den Himmel oder die Hölle der sowjetischen Geschichtspolitik geschickt wurde. Das klassische Beispiel ist hier Leo Tolstoi, dessen gesellschaftskritisches Werk von Lenin als «Spiegel der russischen Revolution» gelobt wurde. Dass Tolstoi mit den Marxisten nichts anfangen konnte, spielte keine Rolle mehr für die Sowjetisierung des Romanautors.